

Tanja Schulz-Klaus

HERRLICHLAND

Eine deutsche Familie entdeckt
das Amerika der achtziger Jahre

– Ein Rückblick in eine verlorene Vergangenheit –



Herrlichland: Unsere großen USA-Abenteuer 1984-1985

Zwei unvergessliche Sommer. Ein Nissan-Bus. Unzählige Erinnerungen.



REISE-FAKTEN

Zeitraum: Sommer 1984 & Sommer 1985
 Gefährt: mit unserem Nissan-Bus
 Tausende Kilometer
 Unvergessliche Momente.

UNSERE ROUTEN

- Sommer 1984: Rot/Orange/West
- Sommer 1985: Orange/Neu Mexiko
- Fall/Winter: Grün/Südwest
- Frühling: Blau/Nordosten
- Abchlussstour 1985 bis Alaska & zurück

Das "Herrlichland"-Gefühl
 Freiheit, Abenteuer und die
 überwältigende Vielfalt der USA.

UNSER ZURHAUSE
 Bus-Stationen
 in
 Alaska
 Oregon
 Nevada
 Idaho
 Utah
 Arizona
 New Mexico
 Texas
 Oklahoma
 Missouri
 Illinois
 Indiana
 Michigan
 Ohio
 Pennsylvania
 New York
 Vermont
 New Hampshire
 Maine
 Maryland
 Delaware

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort.....	7
Wie alles begann	8
Erste Briefe nach Hause	13
1984-04-13	13
1984-05-03	14
1984-05-17	16
Westward Ho!	19
Heading West.....	22
Yellowstone.....	32
Grand Teton National Park.....	42
Ultralight.....	64
Nursery school.....	65
Halloween	67
Heading South.....	68
Weihnachten in Bel Air	73
Florida.....	75
Winter in Bel Air.....	93
Ein ganz gewöhnlicher Tag	93
Wochenendtrips	101
Niagara Falls.....	102
New York	105
Gedanken über die Staaten (Amerika verstehen – geht das?)..	115
Religion.....	117
Ein Tag für jeden	119

Die Sprache	120
Das Essen	121
Der Sommer.....	122
Menschen.....	125
Besondere Menschen, die wir trafen.....	126
Neue Briefe nach Hause.....	132
1985-04-16	132
1985-05-09	133
Abschlusstour	135
Die Fähre.....	199
„On the road“ mit Freunden.....	223
Endspurt	231
Washington, D.C., und Abflug.....	241
Nachwort	242
Autorenprofil Tanja Schulz-Klaus	245

VORWORT

1984, in dem Jahr, das George Orwell für die Verwirklichung seiner düsteren Zukunftsvision ausgewählt hatte (er konnte damals nicht wissen, wie nahe er den tatsächlichen Ereignissen kommen würde, die sich allerdings erst ein paar Jahre später materialisierten – aber das ist eine andere Geschichte) – in diesem Jahr jedenfalls schickten wir, eine damals junge deutsche Familie, uns an, die Vereinigten Staaten von Amerika zu erforschen.

Michael, mein Mann, erhielt für das Jahr *1984/85* von seinem Arbeitgeber das Angebot, für ein Jahr als Austauschingenieur nach Amerika zu gehen. Er war natürlich begeistert. Mir dagegen gefiel dieser Plan anfangs überhaupt nicht. In meinem Hinterkopf kreisten alle die Vorurteile, die man üblicherweise den USA gegenüber damals so hatte in Deutschland, und etwas Angst verspürte ich natürlich auch vor dem vielen Unbekannten, das es bei diesem Projekt zu bewältigen geben würde, zumal unsere beiden Kinder noch sehr klein waren: knapp zwei und gerade noch drei Jahre.

Im Laufe der Vorbereitungen wich diese Skepsis aber immer mehr einer gespannten Erwartung, und die Zeit, die wir schließlich mit unseren Kindern dort verbrachten, erwies sich als eine der fruchtbarsten und glücklichsten unseres Lebens. Zum Glück habe ich damals alles sehr ausführlich dokumentiert, so dass ich es jetzt – nach über vierzig Jahren – noch einmal mit großem Vergnügen nacherleben kann. In dieser Zusammenstellung finden sich meine Aufzeichnungen, aber auch einige der Briefe, die ich an meine Eltern und meine Freundin Elisabeth und ihren Mann nach Hause geschrieben habe. Dankenswerterweise hatten sie diese unwiederbringlichen Schriftstücke sorgfältig aufbewahrt und mir nach unserer Rückkehr ausgehändigt.

Zu berücksichtigen ist bei der kommenden Schilderung natürlich, dass sowohl die USA als auch unsere Heimat sich seitdem weiterentwickelt und verändert haben. Vieles, über das wir uns dort damals gewundert haben, ist heute auch bei uns selbstverständlich oder hat sich auch in den Staaten gewandelt. Auch die politische Lage ist heute, 2026, bekanntermaßen bei Weitem nicht mehr dieselbe, Präsidenten kamen und gingen hier wie dort, inzwischen hat das Internet die Welt zusammenrücken lassen, ebenso der

ausschweifende Flugverkehr, eine Pandemie hat die Menschheit aufgerüttelt und gebeutelt, wir alle haben heute mit dem Klimawandel zu tun, und die Themen der Welt haben sich verlagert und leider sehr zugespitzt.

Umso mehr Spaß macht es mir daher, meine Erinnerungen an ein „anderes, damals für mich noch scheinbar sorgloses Zeitalter“ wieder aufleben zu lassen und niederzuschreiben.

Anmerken muss ich noch, dass 1984 noch niemand vom Gendern sprach und auch die „political correctness“ noch nicht erfunden war. Beides habe ich in diesem Bericht denn auch sehr vernachlässigt bis ganz darauf verzichtet. Auf unserer Reise trafen wir verschiedene wunderbare indigene Menschen, die ich damals als Indianer wahrnahm und in dem Text auch so bezeichnet habe. Für mich war das ein Ausdruck der Bewunderung für dieses Volk mit seiner Geschichte und seinen Traditionen. Falls jemand sich davon beleidigt fühlen sollte, bitte ich herzlich um Verzeihung.

Viele Ausdrücke in diesem Erfahrungsbericht habe ich übrigens in der Originalsprache geschrieben. Sie passte einfach besser.

WIE ALLES BEGANN

„Ich glaube, das ist Herrlichland.“ Das war einer der ersten Kommentare, die unser fast vierjähriger Ivo kurz nach unserer Ankunft im Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“ abgab. Unser großes Abenteuer hatte begonnen, und wir hatten schon in dieser kurzen Zeit einiges erlebt: Eine Boeing 707 hatte uns im April 1984 von Köln aus über den „großen Teich“ transportiert und weich am Dulles Airport in Washington, D.C., abgesetzt.

Der Flug, mein erster überhaupt, war recht angenehm gewesen, wir wurden reichlich mit Essen und Trinken versorgt, auf der Toilette gab es sogar einen Wickeltisch für unsere Zweijährige, die sich von ihren Windeln erst ein Jahr später trennte, und man hatte auch eine geniale Lösung für das Raucherproblem gefunden: Raucher und Nichtraucher waren – zugegebenerweise wenig wirkungsvoll – durch den Mittelgang getrennt! Heute, im Jahr 2026, wo das Rauchen aus öffentlichen Gebäuden und ganz besonders auch aus Flugzeugen schon lange gänzlich verbannt ist, kann man das im

Rückblick kaum noch verstehen, freut sich aber, dass die Menschheit offenbar doch dazulernt.

Unsere kleine, gerade zweijährige Nicki jedenfalls fand es toll im Flugzeug. Sie war fast die gesamten siebeneinhalb Flugstunden rennend oder hüpfend im Mittelgang unterwegs, während ihr großer Bruder sich mit Malen beschäftigte.

Nach unserer Ankunft und den Zollformalitäten, die anders als heutzutage kaum der Rede wert waren, wurden wir in das Hotel Wellington in Georgetown befördert, wo ein typisches geräumiges amerikanisches Zimmer mit den üblichen riesigen Doppelbetten samt Bad und Dusche für uns reserviert war. Wir waren beeindruckt von dem Komfort dieses Raumes, und die Kinder waren begeistert. Vor allem konnten sie ihren angestauten Bewegungsdrang mit Turnübungen auf dem Bett befriedigen.

Vor dem Schlafengehen aßen wir in einer Bar in der Nähe des Hotels unsere ersten original amerikanischen Hamburger und bewältigten dann selig schlummernd die Zeitumstellung.

Der nächste Tag brachte uns erstmalig in Kontakt mit der Strenge amerikanischer Traditionspflege. Wir – die Angehörigen der Austauschingenieure – wurden, während die Männer ihr offizielles Programm durchliefen, in einem Bus fünf Stunden lang zum Zwecke des Sightseeings durch Washington gefahren. Gleich zu Anfang setzte man uns am Nationalfriedhof Arlington ab, wo wir eine Stunde lang herumspazieren durften. Für die anwesenden Kinder war das ein willkommener Anlass, um sich zu bewegen und ein bisschen herumzurennen. Wir durften auch das Grabmal des unbekanntes Soldaten besichtigen („no one knows his name – except his wife“ erklärte uns viel später der sechsjährige Josh, der in unserer Nachbarschaft wohnte), vor dem auf einem dort ausgerollten und mit Ketten abgesperrten Teppich eine Respekt einflößende Wache auf- und ab marschierte. Ivo und der kleine Sebastian, der auch zu unserer Gruppe gehörte, waren fasziniert von den patrouillierenden Soldaten und bestaunten diese, die Absperkette in ihren kleinen Händen. Wir erschrakten fast zu Tode, als plötzlich einer der so versteinert wirkenden Uniformierten den Mund aufat und losdonnerte: „Keep your children off the chains!“

Völlig eingeschüchtert und kleinlaut kletterten wir kurz darauf, die Kinder fest an der Hand, wieder in den Bus und erhielten dann auf der Fahrt

viele Informationen über all die großen weißen Gebäude der Stadt. Außerordentlich beeindruckend war auch die berühmte Kirschblüte, die just zu dieser Zeit, nämlich Anfang April, zu bewundern war.

Tags darauf waren die Formalitäten abgeschlossen, und wir konnten das Hotel und Washington, D.C., verlassen, um unser Haus zu beziehen, das für das nun kommende Jahr unser Zuhause werden sollte. Es handelte sich um ein kleines Reihenhaus in einer Wohnsiedlung am Rande von Bel Air, MD (Maryland).

Wir befanden uns hier in der Nähe der Chesapeake Bay, einer Bucht am Atlantik, die James A. Michener in seinem bekannten Roman „Die Bucht“ sehr informativ und spannend beschrieben hat. Diese maritime Gegend war für uns – wir lebten in Deutschland damals in der Lüneburger Heide – neu und aufregend. Wie wir im Lauf der Zeit erfuhren und beobachten konnten, zogen im Frühjahr und Herbst Wildgänse und Kraniche mit Geschrei über uns hinweg, das Klima war heiß und feucht, und man konnte im Jahresverlauf spektakuläre Gewitter erleben. Eine allseits beliebte Besonderheit in der Region waren bunte Holzenten, die man dekorativ in der Wohnung verteilen konnte. Ich fand sie zunächst furchtbar kitschig, bis ich gelernt hatte – aus Micheners Buch –, dass solcherlei Enten früher zur Jagd eingesetzt wurden, ebenso wie die auch bei uns beliebten Golden Retriever und Labradore, Hunde, die die erlegten Enten aus dem Wasser zu holen hatten. Gegessen wurde in unserer neuen Heimat entsprechend viel „Seafood“, d.h. Krabben, Garnelen, Hummer etc., die wir bis dahin nur wenig genossen hatten. Hummer war hier relativ gewöhnlich und bei weitem nicht eine so kostspielige Delikatesse wie in Europa.

Unser Haus sah von außen verklindert aus (dieser Eindruck erwies sich allerdings als „fake“, d.h. falsch, nachgemacht), eine Wand der Essecke schien dunkel holzgetäfelt („fake“, es war PVC), an der Decke gab es einen dicken Holzbalken (auch fake, er bestand aus Styropor), Küche und Flur waren mit PVC-Fliesen belegt, die spiegelnd glänzten. Die Zimmer hingegen waren mit hochflorigem Teppichboden versehen, über dessen Fauna in den tieferen Schichten man sich lieber keine Gedanken machen wollte. Alles war amerikanisch zweckmäßig, so auch die genannten verbauten Materialien, die auch sicher nicht, wie man es in Deutschland handhabt, mehrere Generationen aushalten sollten.

Waschmaschine und Trockner warteten darauf, von einer tüchtigen Hausfrau in Betrieb genommen zu werden. Beide waren – anders als bei uns üblich – ohne vorhergehendes längliches Studium einer Gebrauchsanweisung problemlos und sehr einfach zu bedienen, genau wie der selbstreinigende Backofen und der Abfallzerhacker im Küchenwaschbecken. Ungewohnt für uns war der sehr hohe Wasserstand in den Toilettenschüsseln, was zum Zwecke des Sauberhaltens zwar sehr praktisch war, aber für unseren vierjährigen Ivo, der sich wegen mangelnder Körpergröße nur mühsam auf der Brille halten konnte, anfangs den Toilettengang zu einer zuweilen recht feuchten Angelegenheit machte.

Überall gab es Wandschränke und im Schlafzimmer sogar einen großen begehbaren Kleiderschrank, auch ein Luxus, den wir damals noch nicht kannten.

An alles war gedacht, lediglich für Möbel hatten wir noch selbst zu sorgen. Noch am Ankunftstag fuhren wir daher abends um 19:15 Uhr (in Deutschland wäre das damals deutlich nach Ladenschluss gewesen, nicht aber hier) nach Aberdeen, kauften dort ein Doppelbett (Queen's size, das heißt eher schmal im Gegensatz zu King's size), einen Esstisch und Stühle, die dann um 20 Uhr nach Hause geliefert wurden. Ich möchte mir nicht vorstellen, wie viele Wochen wir zu Hause auf die Lieferung hätten warten müssen.

Tags darauf erstanden wir auch den natürlich dringend notwendigen Fernseher und ein Telefon. Letzteres war damals für uns Mitteleuropäer ein spezielles Wunder. Zu Hause hatten wir (vielleicht kann sich der eine oder andere Leser noch erinnern) einen roten oder grünen Apparat mit großem Hörer, einer Wählscheibe und extra langer Schnur in der Diele stehen gehabt, der von einem Fernmeldetechniker aufwendig installiert worden war. Dieses amerikanische Telefon, einen Hörer mit Tastatur und Ladestation, kauften wir im Einkaufszentrum für 7US\$, steckten es zu Hause mittels eines dazugehörigen Steckers in die in unserer Küche vorhandene Telefonbuchse – und schon konnten wir telefonieren und mit einer Telefongesellschaft einen Vertrag aushandeln. Ich muss allerdings anmerken, dass ich das Telefonieren später nicht immer einfach fand, da man häufig, z.B. zum Vermitteln, einen „Operator“ anrufen musste, dessen Amerikanisch ich anfangs nur äußerst schwer verstehen konnte.

Neben diesen notwendigen Utensilien bekamen wir dann noch von anderen Deutschen, die nach ihrer USA-Zeit wieder nach Hause zurückkehrten, wunderbare Möbel überlassen: drei verschiedenfarbige Sessel, ein gelbliches Sofa und einen kleinen Wohnzimmertisch. Wohnzimmerregale hatten wir aus Brettern und Ziegelsteinen selbst hergestellt. Alles war urgemütlich, wie wir fanden, und bot vor allem unseren Kindern Raum zum Toben. Die Amerikaner, die wir später natürlich auch ab und zu zu Gast hatten, machten sich wahrscheinlich ein spezielles Bild von der bei uns zu beobachtenden deutschen „Kultur“.

Am selben Tag erwarben wir übrigens auch den amerikanischen Führerschein, eine Prozedur, die uns samt theoretischer Prüfung – es waren auf einem Fragebogen die richtigen Antworten anzukreuzen – und allen bürokratischen Feinheiten ungefähr eine Stunde kostete. Die praktische Prüfung wurde uns erlassen, da wir ja einen deutschen Führerschein bereits besaßen und vorweisen konnten. Auch die Kosten waren überschaubar, besonders, da uns als NATO-Angehörigen die sonst üblichen 20US\$ erlassen wurden. Absolut nötig war der Führerschein für uns, da dieser in den USA als Ausweis gilt und man ohne diesen kein vollwertiger Mensch ist.

Unser Auto, der kleine Nissan-Bus, den Michael zu einem Campingmobil ausgebaut hatte, und den wir mit unserem Hausrat hierher verschiffen konnten, war zu diesem Zeitpunkt noch nicht angekommen. Stattdessen fuhren wir in einem gemieteten „Buick Regal“ herum, was unser Amerikagefühl noch verstärkte.

Als ein paar Wochen später unser Gepäck samt Auto angekommen war, erhielten wir für Letzteres eine ovale Zollnummer, die nur hinten angebracht werden musste.

ERSTE BRIEFE NACH HAUSE

1984-04-13

Hallo, Ihr Lieben!

Hier nun ein paar Infos, damit Ihr Euch vorstellen könnt, welche Wunder wir hier erleben.

Unser Haus ist ein sehr komfortabel ausgestattetes Reihenhaus mit sehr viel Wiese darum herum und einem Swimmingpool genau gegenüber unserer Haustür. Der Pool ist umzäunt und wird während der Nutzungszeiten von einem „life guard“ beaufsichtigt. Der Rasen wird zu meiner großen Erleichterung von der Housekeeping-Gesellschaft gemäht.

Im übernächsten Haus wohnt Jimmy, ein kleiner vierjähriger Rotschopf, mit dem Ivo täglich spielt und von dem er ebenso täglich neue amerikanische Wörter sowie dessen kleinen Sprachfehler lernt. Kürzlich kam er nach Hause mit der Frage: „Mama, was heißt ‚donk du sät‘?“ Er meinte „don't do that“, was er dann, nachdem ich es übersetzt hatte, auch sofort nutzte.

Und jetzt ein paar amerikanische Impressionen: Was uns als Erstes auffallen ist, ist die künstliche Umwelt, mit der man sich hier umgibt. Heizung und Klimaanlage rattern je nach Temperatur abwechselnd, alles wird per Auto erledigt, die Ausfallstraßen sind meilenweit mit Supermärkten eingerahmt, Ortskerne gibt es praktisch kaum. Fußwanderungen sind gar nicht möglich, da es an den Straßen keine Fußwege gibt und jedes Wald- oder Wiesenstück Privatbesitz ist und nicht betreten werden darf. Natur erleben kann man nur in National- oder Stateparks, die dafür aber wirklich besonders schön sind.

Was hier gegessen wird, ist für uns auch sehr neu und erstaunlich. Das Brot, egal ob Weizen-, Roggen- oder Vollkornbrot, ist sehr weich und samt seiner Packung auf ein Drittel des Umfangs komprimierbar. Vieles ist vorgefertigt, es gibt Instant Tee in Pulverform – natürlich gut gezuckert – es gibt „self rising“ Mehl (d. h., es enthält ein Treibmittel, so dass kein Backpulver zugesetzt werden muss), Hamburger enthalten, wie man hört, einen appetitanregenden Zusatz,

so dass man möglichst mehr davon isst, als man vorhatte. Das und das viele Cola, das dazu getrunken wird, trägt wahrscheinlich mit dazu bei, dass so viele Menschen hier ungewöhnlich dick sind. (Es gibt allerdings auch ganz besonders dünne Leute.)

Inzwischen haben wir aber herausgefunden, dass man mit Hilfe der sog. „natural food stores“ auch sehr gesund leben kann. Dort bekommt man alles, was wir von zu Hause auch aus dem Bioladen kennen: biologisches Getreide, „old fashioned oat meal“ (Haferflocken), Nusscrèmes, Aufstriche, etc. Gutes Obst und Gemüse erhält man in den Supermärkten allerdings auch, z. B. Südfrüchte aus Florida oder Kalifornien, die sehr aromatisch sind und ungleich viel besser schmecken als alle, die wir bei uns bekommen. Nur Kohlrabi ist hier gänzlich unbekannt. Dafür wird Stangensellerie gern gegessen, besonders auch roh zum Einstippen in verschiedene Dips, zusammen mit Karottenstäbchen, Paprikastreifen, Fenchel usw. Gern gibt's dazu auch Tortilla Chips aus Maismehl, denen ich überhaupt nicht widerstehen kann.

Das Fernsehen (Kabelfernsehen) bietet 26 Programme (ein bisschen unübersichtlich, wenn man, wie wir damals, von zu Hause maximal drei gewohnt ist), eins davon sendet nur Kinofilme (wofür man aber etwas extra bezahlen muss), eines Disneyfilme, die wir mit den Kindern sehr gern konsumieren, eines ist sogar speziell für Kinder: Nickelodeon. Die Kinder lernen damit zu zählen, zu buchstabieren, sich sozial zu verhalten (in Kindershow oder -filmen wird viel über freundlichen Umgang miteinander gesprochen, und es spielen eigentlich immer Kinder verschiedener Hautfarben mit und auch behinderte, kluge oder dumme, dünne oder dicke, und jede Form von Ausgrenzung wird ausgeschlossen.)

So, Ihr Lieben, soviel mal für's Erste. Fortsetzung folgt.

Take care (macht's gut)

1984-05-03

Hi folks!

Gerade habe ich mühsam zielend etwas wirklich köstlichen, aromatischen kalifornischen Grapefruitsaft aus einem der hier üblichen ½ gal (entspricht 1,89 l) – Behälter in meinen Becher gegossen. Es gibt übrigens für Saft und Milch auch Kanister mit einer ganzen Gallone, also circa 4 Liter, die erstaun-



Abb. 5: Devil's Tower

verdatterten Tom an, was er sich dabei gedacht habe, einfach weiterzufahren. Es stellte sich heraus, dass Tom die Anweisung „to the left“ falsch verstanden hatte. Wir durften also umkehren und uns links in der Grenzstation umständlich und ausführlich ausweisen.

Anschließend konnten wir dann endlich mit der offiziellen Erlaubnis, uns jetzt 24 Stunden in Kanada aufzuhalten, unsere Sightseeingtour fortsetzen.

NEW YORK

Monatelang hatte ich mich erfolgreich geweigert, in das Abenteuer New York einzuwilligen. Inzwischen hatte ich mich aber über die Stadt informiert und wusste nun, dass New York nur an 17. Stelle in der Kriminalstatistik stand – heute ist das sogar noch besser geworden – und dass man dort als Tourist durchaus mit dem Leben davonkommen konnte.

Also nahm sich Michael am Karfreitag frei, der hier ein normaler Arbeitstag war, und wir machten uns frühmorgens auf, in Aberdeen die „Amtrak“ um 7:38 Uhr zu erreichen. Sie sollte uns für 128 US\$ hin und zurück innerhalb von 2 ½ Stunden bequem und sicher ins Herz der Weltstadt befördern.

Sicherheitshalber waren wir etwas zu früh auf dem winzigen Bahnhof, den wir gut versteckt unter einer großen Straßenbrücke fanden. Wir blieben dort nicht lange ohne Unterhaltung, denn kaum hatten wir uns durch einige erzieherische Zurufe an unsere Kinder als Deutsche zu erkennen gegeben, als sich alsbald groß, breitschultrig und bürstenhaarig ein Mann zu uns gesellte, dem man trotz seiner Freizeitkleidung den Soldaten schon von Weitem ansah. Er erklärte unseren mäßig interessierten Kindern die Eisenbahnsignale und berichtete uns von seinem Deutschlandaufenthalt, bei dem ihm besonders die Sauberkeit der Städte aufgefallen sei. Höchst abfällig äußerte er sich dagegen diesbezüglich über Aberdeen und zog als Zeugen auch den in der Nähe stehenden Sheriff ins Gespräch, welcher wiederum viel Schlechtes über die amerikanische Eisenbahn zu sagen wusste. Für unseren Zug wurden nun neun Minuten Verspätung angesagt, und wir wurden zweifelnd gefragt, ob denn so etwas bei uns auch vorkomme. Hier konnten wir uns nun end-

lich mit etwas Negativem über „good old Germany“ revanchieren, indem wir eifrig versicherten, dass Verspätungen bei der Bahn dort wahrlich nichts besonders Seltenes seien.

Dann aber fuhr silbrig glänzend mit einem attraktiven blauroten Streifen an der Seite unser Zug ein. Drinnen, wo es aussah wie im Flugzeug, suchten wir uns vier schöne Plätze, und Michael wuchtete unsere Tasche ins Gepäckfach. Sicherheitshalber hatte ich natürlich keine Handtasche mitgenommen, da ich ja keine Taschendiebe in Versuchung führen wollte. Das an ihre Stelle getretene Gepäckstück enthielt nur das Allernotwendigste: zwei Fotoapparate, geschmierte Semmeln, Granola Bars in größerer Anzahl zur Bewältigung verschiedener Hungeranfälle unserer Kleinen, und vor allem drei frische Hosen, Strümpfe etc. für unsere Tochter. Diese war ja zwar inzwischen seit sechs Wochen ein „großes Mädchen“, das keine Windeln mehr brauchte, aber natürlich musste man mit „Unfällen“ noch rechnen – hatten wir gedacht. Es sollte sich erweisen, dass wir all diese Textilien völlig umsonst mitschleppten, denn Nicki verhielt sich absolut vorbildlich.

Um aber feuchten Überraschungen vorzubeugen, wanderte ich mit ihr, kaum waren wir gestartet, vorsorglich zur Tür mit der Aufschrift „women“ und fand dahinter eine nette kleine saubere Toilette im Flugzeugstil. Nicki zeigte sich sehr interessiert am Prinzip der Spülung, da wir hier nicht wie zu Hause eine wassergefüllte Schüssel vor uns hatten. Also probierte sie den „flush“-Hebel aus, sah, dass sich unten eine Klappe öffnete, nachgespült mit blauer Desinfektionslösung – und war zutiefst erschrocken. Sie war absolut überzeugt, dass sie dort hineinfallen und verschwinden würde und war nicht dazu zu bewegen, diese Toilette zu benutzen. Wir kehrten also unverrichteter Dinge wieder an unsere Plätze zurück, wo wir erst einmal eine Limonade tranken, die Michael für einen moderaten Preis aus dem Caf ewagen geholt hatte.

Ein neunjähriges Mädchen, das mit seinen Eltern die Sitze vor uns besetzt hatte, sorgte anschließend für Unterhaltung für unsere Kinder, da es ihnen seine sechs Stofftiere und drei Puppen vorführte, die es dabei hatte. Zwei der Puppen waren „Cabbage Patch Kids“, die zu dieser Zeit in den USA ausgesprochen populär waren. Es handelte sich dabei um Puppenbabies, die, wie es hieß, als Kohlköpfe auf dem Feld wuchsen, und auch so

aussahen. Jede dieser Puppen wurde mit einer Geburtsurkunde verkauft, die ihre Herkunft belegte.

Als wir Philadelphia passierten, stiegen Tina und Heinz zu, die beiden Freunde, die auch mit uns in Florida Weihnachten gefeiert hatten, und die sich mit uns ins Abenteuer stürzen wollten.

Kurz vor der Ankunft in New York überwand sich Nicki, mein tapferes Kind, und ging mit mir erneut zur Zugtoilette, wo sie mir ihr Leben anvertraute. Ich hielt sie sehr fest, und wir konnten schließlich solchermaßen erleichtert an der Pennsylvania Station, NY, aussteigen.

Wir hängten uns unsere Taschen um, nahmen die Kinder an die Hand und begaben uns geradewegs zur U-Bahn, um mit ihr zur Staten Island Ferry zu fahren. Wir hatten uns bereits vorher informiert, wie nun vorzugehen sei, und so wussten wir, dass wir am Schalter sogenannte Tokens kaufen mussten. Mit diesen, das Stück für 95 Cents, konnte man durch die Sperre gehen, die zur jeweils gewünschten Bahn führte, und dann mit dieser so weit fahren wie man wollte. Allerdings irrten wir noch eine Zeitlang durch die Gänge auf der Suche nach dem richtigen Terminal. Schließlich fanden wir einen Informationsschalter und erhielten dort von einer schlecht gelaunten Dame nur die Auskunft, dass es keinen Übersichtsplan gäbe. Also wandten wir uns letztendlich an einen der dort reichlich vorhandenen Polizisten – was ich übrigens sehr beruhigend fand –, der uns dann den richtigen Weg wies.

Als wir durch die Sperre getreten waren und unsere U-Bahn einfuhr, staunten wir dann doch. Sie war – ehemals weiß angestrichen – über und über innen wie außen und ganz und gar mit vielfarbigen Sprühdosen bearbeitet worden. Wie die meisten Graffiti, die man in der Öffentlichkeit auch bei uns vorfindet, waren auch diese dort in der überwiegenden Mehrzahl nicht wirklich künstlerisch.

Wie unser Zug sahen übrigens auch alle anderen aus, die das New Yorker U-Bahnnetz befuhren, es sei denn, einer war gerade frisch weiß überstrichen worden, um neuen kreativen Bemühungen Platz zu machen. Inmitten der geschilderten Malereien standen oder saßen auf harten Bänken ganz gewöhnlich aussehende Zeitgenossen mit und ohne „New York Times“, und zu meiner großen Erleichterung überfiel uns keiner von ihnen. Stattdessen stiegen wir wohlbehalten und guter Dinge ob des strahlenden Wetters aus

der Unterwelt wieder auf und befanden uns nun an der Staten Island Ferry, die wir alsbald bestiegen, was uns wieder 25 Cents kostete.

Langsam und geruhsam fuhr uns das Boot in einiger Entfernung an den Hafenanlagen vorbei und erlaubte uns natürlich vor allem einen langen Blick auf die hehre Freiheitsstatue, die würdevoll und symbolträchtig auf ihrer kleinen Insel stand und unbeeindruckt von dem Gerüst, das sie zu diesem Zeitpunkt umgab, ihre Fackel gen Himmel reckte.

Auf der Rückfahrt von Staten Island fuhren wir mit der Fähre der gewaltigen Skyline entgegen, die damals noch von den Twin Towers beherrscht war. Die Sonne beleuchtete die berühmten Skyscraper mit ihrem schönsten Licht, und so wirkte das Gewirr von hellen und dunklen Hochhäusern der unterschiedlichsten Baustile hell und freundlich.



Abb. 30: Die Skyline 1985, als die „Zwillingtürme“ noch standen

„Aber ich bin jetzt traurig, weil die jetzt weggehen“, drückte Nicki unser aller Gefühl aus und winkte ihnen mit uns lange nach.

Die gedrückte Stimmung in unserem Gefährt hielt zum Glück nicht lange an, da es auf unserer weiteren Fahrt wie gewohnt wieder viel zu sehen gab. Zudem fing Ivo plötzlich hinten im Auto herzlich zu lachen an und konnte gar nicht mehr aufhören. „Was ist denn mit dir los?“, fragten wir. Ivo: „Meine mind hat mir was Lustiges erzählt.“ Genaueres verriet er uns nicht, aber wir mussten trotzdem mitlachen.

Wir planten, über Reno gemütlich in Richtung Washington State vorzudringen und so entspannt unsere Reise abzuschließen. Zunächst fahren wir auf der Tioga Road des Yosemite National Parks über den rund 3.000 Meter hohen Tioga Pass und hatten herrliche Ausblicke auf den Half Dome. Im Visitor Center oben an der Tioga Road bullerte der Ofen, denn es war dort



Abb. 67: Mono Lake



AUTORENPROFIL

TANJA SCHULZ-KLAUS

Tanja Schulz-Klaus wurde 1953 in München geboren und lebt heute mit ihrem Mann in Bad Reichenhall. Sie ist Diplom-Psychologin und arbeitete bis 2018 in verschiedenen Regionen Deutschlands als Psychologin und Psychotherapeutin mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. In der Begegnung mit ihren vielen kleinen und großen Klientinnen und Klienten machte sie unzählige wunderbare menschliche Erfahrungen.

Ihre andere Leidenschaft, nämlich den engen Kontakt mit der Natur und mit anderen Kulturen, konnte sie auf ihren vielfältigen Reisen pflegen, die sie mit ihrem Mann und oft auch mit ihren Kindern unternahm. Sie führten sie durch ganz Europa, in die Türkei, in den indischen Himalaya nach Ladakh und immer wieder kreuz und quer durch die USA, inclusive Hawaii.

Ihre schönste Reise aber war für sie die erste Amerika-Tour, die damals noch den Reiz des Neuen hatte, und die sie vor allem mit ihrer ganzen Familie genießen durfte. Sie führte nach Herrlichland.